

USA

Out of Passau — ins Weiße Haus?

Präsidentenwahl 2000: Eine Germanistin aus Bayern kämpft für ihren Ehemann Bill Bradley, der dem Clinton-Vize Al Gore die Kandidatur streitig macht. Die potenzielle First Lady gewinnt auch akademisches Profil: Deutschen Schriftstellern wirft sie in einem Buch Holocaust-Verdrängung vor.

Ob der zierlichen Frau die Ohren schlackern, ist mit bloßem Auge nicht erkennbar. Obwohl sie den Bombast amerikanischer Wahlkampfredner leidlich gewohnt sein dürfte, scheint sie doch sekundenlang in ihrem Sessel zu gefrieren, als die Ankündigung erschallt: „Wir begrüßen Amerikas erste First Lady des kommenden Jahrtausends!“

Ernestine Bradley, geschiedene Schlant, geborene Misslbeck, setzt dem prasselnden Beifall kopfschüttelnd eine freundliche Miene entgegen. Als wollte sie sagen: „Ich und First Lady, das ist doch wohl nicht Ihr Ernst.“ Aber Minuten später spricht Universitätsdozentin Dr. Schlant, die sich nur im Wahlkampf Mrs. Bradley nennt, von ihrem Mann als dem künftigen Präsidenten

der Vereinigten Staaten. Das gehört sich hier so.

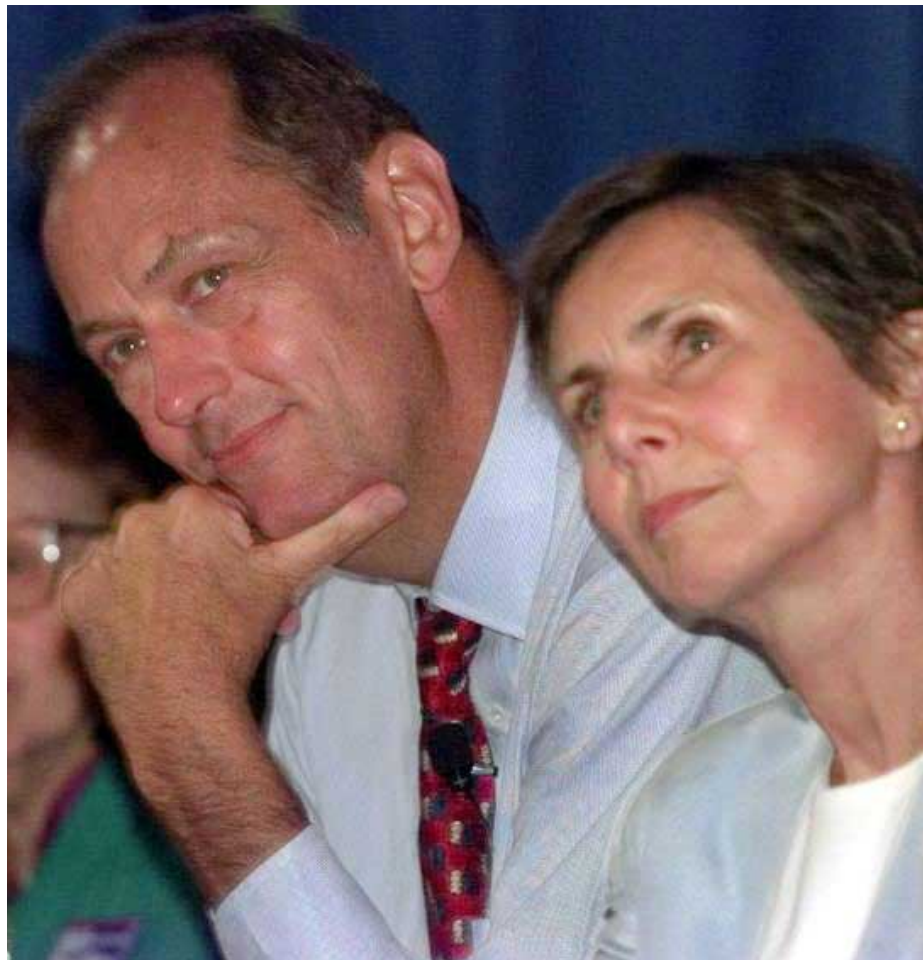
Strahlend blaue Augen, dunkelblonde Pagenfrisur, rosafarbenes Samtjackett, je eine Perle im Ohr läppchen: In der voll gepackten Aula des Elmira College im Bundesstaat New York findet die zart und doch agil wirkende Frau mit ihrer Werbung für den Ehemann („Mein Thema heißt Bill Bradley“) ein dankbares Publikum.

Dabei haben die Studenten gute Vergleichsmöglichkeiten: Unlängst trat in diesem Saal die amtierende First Lady auf, die jetzt einen Sitz im US-Senat anstrebt; Hillary Clinton wirbt längst nicht mehr für ihren Bill, sondern für sich selbst.

Gegen die druckreif dahinfließende Suada der einstigen Lady Macbeth von Ar-

kansas käme Ernestine Bradley schwerlich an. Sie redet nicht wie eine Politikerin, denn sie ist keine – „und ich will auch keine werden“. Aber noch weniger gehört sie zum Typus der abgebrühten Washingtoner Politikerfrauen, die manche Reden ihrer Männer auswendig können und genauer wissen als jene, wie sie im Kongress abgestimmt haben. Bei Fragen aus dem Publikum kommt es vor, dass Mrs. Bradley passen muss: „Ich will für Sie herausfinden, was Bill hierzu gesagt hat“ – und ihre Assistentin notiert Namen und Adressen.

Das fällt partout nicht unangenehm auf. Trotz ihrer 64 Jahre geht von Ernestine Bradley eine mädchenhafte Arglosigkeit aus, die sie wie Panzerglas schützt. Vielleicht erklärt das, warum dieser Frau, die



Gegenkandidat Gore
Der Vorsprung schrumpft

seit fünf Monaten durch Amerika tingelt und von demokratischen Lokalgrößen als potenzielle First Lady präsentiert wird, kaum Fragen über das Naheliegende gestellt werden: über ihre fremdländische Herkunft.

Sicher, einen Akzent vom Kaliber Henry Kissingers hatte die aus Passau stammende, damals 21-jährige Pan-Am-Stewardess Ernestine Misslbeck nicht dabei, als sie 1957 von Bayern nach New York übersiedelte. Doch eine ganz leichte bajuwarische Sprachfärbung ist ihr schon erhalten geblieben, die bisweilen – bei Wörtern wie „sure“ oder „disgruntled“ – durchschlägt. Es mag auch vorkommen, dass Mrs. Bradley im Reden eine Sekunde pausiert, den richtigen englischen Ausdruck suchend. Ei-

Ehepaar Bradley: „Amerikas erste First Lady des kommenden Jahrtausends“?

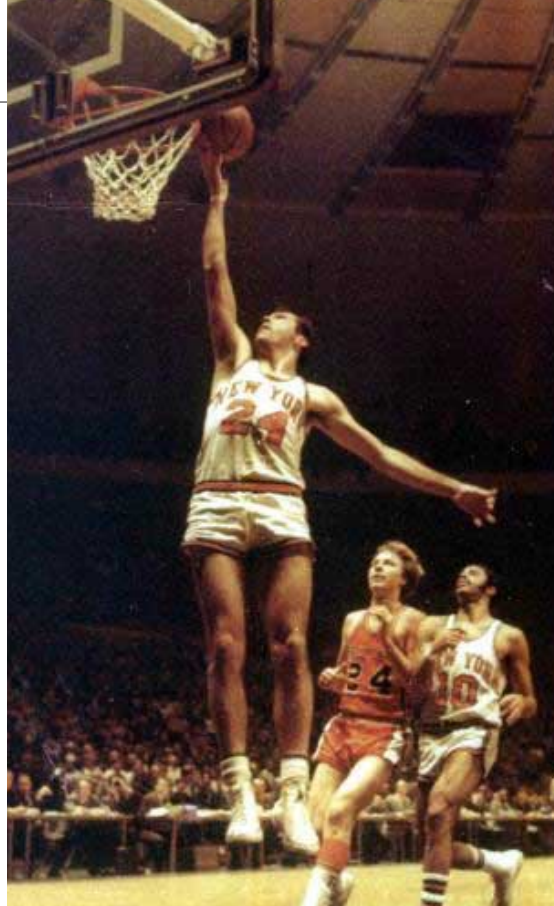
ne „Ausländerin“, eine „Deutsche“ gar (mit amerikanischem Pass) als Präsidententgattin im Weißen Haus – wäre das denn statthaft? Gewiss würden die meisten Amerikaner ein solches Novum weniger sensationell finden als die Deutschen. Tatsache aber ist, dass es eine außerhalb der USA geborene First Lady in diesem Jahrhundert noch nie gegeben hat – und auch vorher nur ein einziges Mal.

„Aber das zählt ja kaum als Präzedenzfall“, sagt Ernestine Misslbeck aus Niederbayern in ihrem sorgfältigen Hochdeutsch: „Louisa Adams (Frau des sechsten US-Präsidenten) war zwar in London geboren, hatte aber US-Bürger als Eltern.“

Dass die Frage in der amerikanischen Presse nun doch angetippt wird, obwohl Mrs. Bradley schon seit Juni als Wahlhelferin von „Bradley for President“ unterwegs ist, hat demoskopische Gründe. Monatelang war Bill Clintons Vizepräsident Al Gore in den Meinungsumfragen der einsame Spitzenbewerber um die Präsidentschaftskandidatur der Demokraten gewesen – so unangefochten wie der Präsidentensohn George W. Bush bei den Republikanern. Dass Gore im früheren US-Senator Bill Bradley ein gefährlicher Herausforderer erwachsen ist, registrieren die Umfragen erst seit wenigen Wochen.

In Bundesstaaten wie New Hampshire und New York, die bei den Kandidaten-Vorwahlen Anfang 2000 einen mächtigen Sog erzeugen können, hat Bradley in der Demoskopengunst schon mit Gore gleichgezogen oder ihn überrundet. Auf nationaler Ebene ist Gores Vorsprung gegenüber Bradley auf zwölf Prozent geschrumpft.

Ein zuverlässigeres Indiz als die oft launischen Meinungsumfragen bieten die Wahlkampfkassen der beiden demokratischen Bewerber. Auch beim Scheffeln von Spendengeld hat Bradley den Abstand zu Gore verkürzt: 19,2 Millionen Dollar insgesamt konnte er sammeln, gegenüber den 24,9 Millionen des US-Vizepräsidenten. Gerade in jüngster Zeit, von Juli bis Sep-



Basketballer Bradley (1969): *Lebende Legende*

tember, brachte Bradley aber mehr Geld zusammen als Gore. Und da er weniger ausgibt als Clintons Vize, hat er derzeit auch mehr als dieser auf der Bank.

Nicht ohne Komik die Folge: Der Vizepräsident gebärdet sich auf einmal wie ein Außenseiter – als ob er, Al Gore, nun einen Spitzenreiter Bradley herausfordern müsste. Fernsehwirksam winkt der sonst so steife Gore bei öffentlichen Auftritten übers Publikum hinweg einem imaginären Bill Bradley zu, um ihn zum Fernsehduell zu fordern. Derweil trompeten die Imagekünstler des Vizepräsidenten, ein „neuer Gore“ sei geboren, selbstbewusst, locker, volksthum, der Bradley in die Schranken weisen werde.

Diese jüngste Entwicklung lenkt die Aufmerksamkeit etwas stärker auf die unbezahlte Wahlkampfhelferin Ernestine Bradley – und den ungewöhnlichen Umstand, dass die Gattin eines der Bewerber keine gebürtige Amerikanerin ist. Dass es sich bei ihr obendrein um eine Deutsche handelt, und zwar vom Jahrgang 1935, führt in den USA zu diskreten, hochnotpeinlichen Nachfragen in einer bestimmten Richtung.

In einem Porträt Ernestine Bradleys in der „New York Times“ heißt es schon im ersten Absatz, dass Vater Misslbeck – nach Auskunft der Tochter – während des

Krieges zwar bei der Luftwaffe, jedoch keineswegs in der Partei gewesen sei. Bei der Lektüre drängt sich die Schlussfolgerung auf: ein Nazi im Stammbaum der Kandidatenfrau, und das Unternehmen „Bradley for President“ wäre erledigt.

Kurioserweise liegt aber gerade in Fräulein Misslbecks deutscher Kindheit und Jugend der Grund, der 1969 das nachhaltige Interesse Bill Bradleys an der jungen Einwanderin weckte. Zu der Zeit, da die heutige Frau Bradley in Niederbayern heranwuchs, war in jener abgelegenen Weltgegend ein Sport namens Basketball unbekannt – weshalb Ernestine weder in ihrer Heimat noch später in Amerika das Korbballspiel zur Kenntnis nahm. Nur so ist erklärbar, warum ihr das Antlitz und der Name des überlangen Kerls, dem sie Ende der sechziger Jahre in ihrem New Yorker Apartmenthaus öfter im Fahrstuhl begegnete, absolut nichts bedeuteten.

Der Mann im Fahrstuhl war Bill Bradley – eine lebende Legende, einer der ruhmreichsten Amerikaner seiner Zeit, dem Volk vertrauter als Hollywood-Stars. „Dollar Bill“ lautete sein Spitzname, denn der olympische Goldjunge von Tokio '64 war höchstbezahlter Profispieler bei den New Yorker „Knicks“ geworden. Für Sporthistoriker ist Bradley schlicht der vorletzte große Basketball-Champion weißer Hautfarbe, den die Amerikaner hervorgebracht haben.

„Und ich hatte von all dem keinen Schimmer“, bekennt Ernestine Schlant beim Hamburger-Essen mit entwaffnendem Lächeln: „Vom Sport war mir höchstens der Beckenbauer ein Begriff. Bradley sagte mir nix.“ Ebendeshalb fand der lange Bill, für den Millionen Amerikanerinnen schwärmten, diese Passauerin unwiderstehlich. Die Love-Story begann.

Die Geschiedene mit dem leichten Akzent und einer Tochter aus erster Ehe war acht Jahre älter und mindestens 30 Zentimeter kürzer als Bradley, der 1,96 Meter misst. Sie bewunderte in ihm weniger den leichtfüßigen Korbballartisten als das intellektuelle Schwergewicht: den Princeton-Absolventen und Rhodes-Stipendiaten, der in Oxford studiert hatte und mit der Politik liebäugelte.

Ernestine Schlant ihrerseits hatte an der angesehenen Emory University in deutscher und vergleichender Literaturwissenschaft promoviert. Darauf jobbte sie in New York bei einer Filmgesellschaft und übersetzte, als Bradley sie umwarb, ein Standardwerk des militanten Feminismus: „Sexus und Herrschaft“ von Kate Millett, mit dem deutschen Untertitel: „Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft“.

Sobald im Spätherbst der Vorwahlkampf auf Touren kommt und die „Familienwerte“ der Bewerber unter die Lupe geraten,



NS-Aufmarsch in Passau (1934): *Schock in Atlanta*

dürften die US-Wählerinnen erfahren, wie wenig der Ehemann Bradley dem Tyrantentypus entspricht – und wie sehr die Bradley-Schlant-Ehe den Wunschräumen berufstätiger, sogar erfeministischer Frauen nahe kommt. Solche Aufklärung brächte sicher Stimmen: Bisher herrscht im Lager des früheren Profisportlers ein Übergewicht an Männern – wogegen der hölzerne Al Gore bei Amerikas Frauen immerhin mütterliche Instinkte mobilisiert.

Ernestine und Bill heirateten 1974. Vier Jahre später hüpfte der Sportler – unter Umgehung des Repräsentantenhauses – direkt vom Madison Square Garden in den US-Senat. Das war damals der feinste und mächtigste Herrenclub der Welt, und Bradley war der jüngste US-Senator des Jahrhunderts – jünger sogar als seinerzeit der glamouröse John F. Kennedy. Doch ein

das aus persönlichem Erleben kommt und wenig mit schicken multikulturellen Umrüstungsgesten zu schaffen hat.

An Bill Bradley blieb das schlechte Gewissen des weißen Basketball-Champions gegenüber seinen dunkelhäutigen Mitspielern haften, die – obwohl sie so gut waren wie er – von den meisten Amerikanern viel weniger beachtet wurden. Sein persönlicher Ruhm hing allzu sehr mit seiner Hautfarbe zusammen, und jahrelang hatte er die Demütigungen mit ansehen müssen, die seinen schwarzen Kameraden in Hotels oder Restaurants zugefügt wurden.

Bei Ernestine Misslbeck aus Passau ist der antirassistische Impuls komplizierter Herkunft. Die Versuchung liegt nahe, einfach ihren Geburtsort haftbar zu machen – jenes „ewig braune Biotop“ (Henryk M. Broder) des „wunderbar tapferen

Times“ erklärte, „angesichts jener mich ungeheuer verstörenden Realität von Juden gestützt und getröstet worden“.

Die Universitätsdozentin Ernestine Schlant revanchierte sich vier Jahrzehnte später dafür – mit einem Buch, das „mein Versuch ist, die Last zu bewältigen“. Es heißt „The Language of Silence“ (Die Sprache des Verschweigens) und stellt eine verblüffende, ja explosive Abrechnung mit der deutschen Literatur seit 1945 dar.

Mit ebenso schlüssigen wie manchmal anfechtbaren Argumenten behauptet die Germanistin, die deutschen Schriftsteller hätten sich mit dem Nazi-Holocaust und vor allem seinen Opfern fast nur auf oberflächliche, klischeehafte, verdrängende, eben „verschweigende“ Weise befasset.

Der massive Vorwurf trifft – ausgerechnet – den neuen deutschen Nobelpreisträger Günter Grass sowie dessen 1972 nobelierten Freund und Vorgänger Heinrich Böll. In ihren bohrenden Stichproben rechnet Schlant mit Martin Walser ab, sie greift sich den verstorbenen Alfred Andersch ebenso wie die Lebenden Peter Härtling und Bernhard Schlink. In ihren Textanalysen entdeckt sie entweder „Strategien der Umgehung, Unterdrückung und Verdrängung des Wissens“ vom Holocaust – oder „tölpelhaft und unfähige Bemühungen, den Verbrechen ins Gesicht zu sehen“.

Arthur Hertzberg, ehemals Vorsitzender des American Jewish Congress, preist das Werk als „Markstein moralischen Mutes und historischer Integrität“, die Magazine „Time“ und „Newsweek“ rühmen es ebenfalls, die „New Republic“ druckt einen sehr respektvollen Verriß. In den Dankadressen stellt Ernestine Schlant klar, dass ihr Mann den Text kritisch gelesen und auch Vorschläge gemacht habe. Würde

Bradley nächstes Jahr gewählt, wäre er unter allen US-Präsidenten der größte Kenner moderner deutscher Literatur.

Der Eindruck, das Ehepaar Bradley-Schlant sei ein Ausbund an politischer Korrektheit, hält heutigen europäischen Maßstäben allerdings nicht ganz stand. Als Frau Bradley im Elmira College gefragt wird, wie ihr Mann zur Todesstrafe stehe, antwortet sie zutiefst überzeugt: „Bill ist entschieden dagegen.“ Bradleys offizielle, festgeschriebene Meinung aber ist, dass im US-Strafvollzug Todesurteile zügiger als bisher vollstreckt werden sollten.

Den Widerspruch versucht seine Frau und Wahlhelferin mit der Einschränkung zu überbrücken: „Gegen millionenschwere Drogenkönige sollten Todesurteile zulässig sein.“ Die in Amerika so populären Hinrichtungen sind offenbar ein verdrängtes Thema im Hause Bradley, das noch der Bewältigung harret.

CARLOS WIDMANN



Bradley mit Studenten des Elmira College: „Die Tyrannei des Mannes“

Washingtoner Politiker mit dem üblichen Anhang und Lebensstil wurde er nicht.

Ernestine Schlant verfolgte ihre akademische Karriere fern der US-Hauptstadt, schrieb ihre Bücher, kam vielfach an Wochenenden zu Besuch. Oft war es der Senator, der sich allein um mindestens eine der beiden Töchter kümmern musste.

Als bei Mrs. Bradley vor sieben Jahren Brustkrebs entdeckt wurde, eine Amputation und Chemotherapie nötig wurden, war es Bill, der politische Prioritäten zurückstellte und sich der seelischen Genesung seiner Frau widmete. „Wir entdeckten in unserer Beziehung damals eine Tiefe, von der wir vorher nichts geahnt hatten“, sagte Ernestine Jahre später.

Zwischen den beiden gab es zudem von Anfang an Gemeinsamkeiten, die politisch genannt werden können, doch emotionale Wurzeln haben. Bill und Ernestine teilen seit jeher ein antirassistisches Engagement,

Mädchens“ Anna Elisabeth Rosmus, das auch vielen Amerikanern aus dem Film „The Nasty Girl“ (Deutschland, 1990) bekannt ist. Aber Ernestine Misslbeck kam in Passau ein Vierteljahrhundert früher auf die Welt als das „schreckliche Mädchen“ Rosmus. Sie hat noch Tee an verwundete Wehrmachtssoldaten ausgeschenkt. Doch in den frühen Nachkriegsjahren zog sie mit der Familie nach Ingolstadt.

Ihren Vergangenheitschock erlitt die junge Ernestine erst nach 1957, in Atlanta, als Lehrer und Freunde – Amerikaner jüdischer Herkunft – sie mit den Fakten des Holocaust konfrontierten: mit einer deutschen Realität, die den Deutschen ihrer Generation erst einige Jahre später, durch schockierende Dokumentarfilme und die ersten großen Prozesse gegen KZ-Schergen zu Bewusstsein kam. In Amerika aber war die eingewanderte Ernestine Misslbeck, wie sie kürzlich gegenüber der „New York